



Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Anomie in Germoney

*„Eine Literatur, die nicht den Schmerz und die Unrast der Gesellschaft wiedergeben kann, die nicht rechtzeitig vor den moralischen und sozialen Gefahren warnt, verdient den Namen Literatur nicht.“
(Alexander Solschenizyn)*

Jeden Tag, den ich jetzt noch an der Lahn verbringen kann, empfinde ich als Geschenk, als Zugabe des Sommers. Ich habe mich beinahe das komplette Corona-Jahr über an der Lahn aufgehalten. Die Lahn war mein Fluchtpunkt und meine Rettung. Das Wasser ist durch die kalten Nächte der letzten Zeit bereits merklich kühler geworden. Ausgiebiges Baden im Fluss ist nicht mehr möglich, ich schwimme ein paar Züge und steige dann wieder heraus. Ich sitze am Ufer, blinzele in die schon tief stehende Sonne. Der Betrieb des Sommers ist abgeflaut, es ist ruhiger geworden. Ab und zu gleitet ein Paddelboot vorüber, man nickt sich zu oder hebt grüßend die Hand. Die älteren Menschen, die jetzt noch unterwegs sind, führen kei-

ne Bluetooth-Boxen mit sich und genießen die Stille über dem Fluss. Blätter treiben auf dem Wasser, gelegentlich schwimmt ein Apfel vorüber. Schwäne ziehen ihre Bahn.



Fluchtpunkt Lahn

Bild von [Heike Georg](#) auf [Pixabay](#)

Neben dem Steg finden sie einen Apfelkrotzen und streiten sich um ihn. Sie zerren an ihm wie Hunde an einem Knochen und fauchen sich böse an. Zwei Eisvögel fliegen im Tiefflug übers Wasser und setzen sich auf einen Ast am Ufer. Von dort aus stützen sie sich in den Fluss und tauchen meist mit einem Fisch im Schnabel wieder auf. Ihre kurzen, markanten Rufe dringen vom anderen Ufer zu mir herüber. Sie wirken stets etwas hektisch, als hätten sie ihr Ritalin nicht genommen. Am späten Nachmittag liegt ein leichter Geruch von Feuer in der Luft und erinnert mich an die Kartoffelfeuer meiner Kindheit. Auf dem Weg hierher habe ich unter einem Strauch Haselnüsse aufgesammelt. Ich suche nach einem geeigneten Stein und beginne, sie zu knacken. Jede zweite ist taub und weist bei genauerem Hinsehen ein Wurmloch auf. Frische Haselnüsse schmecken köstlich und ich ärgere mich, dass ich nicht mehr in die Hosentasche gesteckt habe.

Ich hole eine Literaturzeitung aus dem Rucksack und beginne einen Text von Wilhelm Genazino zu lesen. Eine Literaturkritikerin hat vor etlichen Jahren Gespräche mit ihm geführt und diese nun fast zwei Jahre nach seinem Tod in der Zeitschrift *Schreibheft* (Nummer 95, August 2020) veröffentlicht, deren Mitherausgeber Genazino in den 1980er Jahren gewesen ist. Der

Text zieht mich in seinen Bann, und ich vergesse alles um mich herum. Genazino erzählt von seiner Kindheit im Mannheim der Nachkriegszeit, vom Aufwachsen in einer kleinbürgerlichen Familie und seinem schulischen Scheitern. Die Halbwüchsigen sammeln in den noch herumliegenden Trümmern Eisen, schrauben Wasserhähne und Türklinken ab und bringen sie zum Schrotthändler. Vom Erlös gehen sie sonntags ins Kino oder kaufen sich erste Taschenbücher. Wilhelm absolviert eine Lehre in einer Spedition. Nebenbei beginnt er, für verschiedene lokale Zeitungen kleinere Berichte und erste Texte zu schreiben. Er schildert es als Glücksfall, in der Berufsschule einem Deutschlehrer zu begegnen, der ihn für Literatur begeistert und mit guten Büchern versorgt. Ihm wird klar, dass das seine Welt sein wird. Aber wie gelangt man dorthin? Er absolviert ein Volontariat bei der Rhein-Neckar-Zeitung, holt das Abitur nach und studiert in Frankfurt Germanistik, Philosophie und Soziologie. Er besucht Veranstaltungen von Jürgen Habermas, Alfred Schmidt und Alfred Lorenzer, der ihn mit der Psychoanalyse bekannt macht. Er schreibt Hörspiele für den Rundfunk und eine längere Reportage für das Satiremagazin *Pardon* und wird dort kurze Zeit später Redakteur. *Pardon* war die erste Adresse für eine gewisse Form klugen und radikalen Humors. Hier lernt er zum ersten Mal im Leben leibhaftige Künstler kennen, deren Lebensform ihn fasziniert. Es war eine abseitige Welt, eine Welt von Außenseitern und gewollten Nichtsnutzen. Vor allem Eckhard Henscheid hatte es ihm angetan, dessen Kunst keinen Wert darauf legte, verstanden zu werden. „Es sollte Sinnlosigkeit produziert werden. Das war unser Privatstarrsinn in der Nacht. Wir fühlten uns auch sinnlos.“ Ende der 1970er Jahre erscheinen Genazinos Abschaffel-Romane, deren Held ein kleiner Angestellter ist, und er verpuppt sich zum Schriftsteller. Genazino wurde für mich zu dem, was man einen *Lebensschriftsteller* nennen könnte. Mit großer Zuverlässigkeit erschien in den letzten vierzig Jahren alle zwei Jahre ein schmaler Roman von ihm, mit mehr oder weniger verrücktem Titel. Ich erwartete den „neuen Genazino“ immer schon sehnhelst und verschlang ihn dann umgehend. Ich hatte das Glück, Wilhelm Genazino einige Mal zu begegnen. Er folgte meiner Einladung, vor Gefangenen in der JVA Butzbach zu lesen. Diese Lesungen wurden in der Sprache der Gefangenen ein „echter Kracher“. Wie viel ich Wilhelm Genazino und seinen Büchern verdanke, wurde mir eigentlich erst klar, als mich vor Jahren ein Buchhändler auf die Verwandtschaft meiner *Ethnologie des Inlands* mit den Romanen Genazinos ansprach. „Was ich mache, ist bei Lichte betrachtet angewandter Genazinismus“, erwiderte ich, und so ist es wohl auch. Ich verdanke ihm unendlich viel. Vor allem die Kunst, mit wachen Sinnen durch die Stadt zu gehen und noch den kleinsten Kleinigkeiten eine Bedeutung abzugewinnen, habe ich versucht ihm abzulernen. Über die Lektüre und das Nachdenken über Genazino habe ich gar nicht bemerkt, dass die Sonne gesunken und es kühl geworden ist auf meinem Steg. Ich besteige das Rad und kehre in die Stadt zurück, wo neue Erfahrungen und Beobachtungen auf mich warten, die nach der Methode Genazino bearbeitet werden wollen.

Mitten in der Fußgängerzone liegt ein Schuh. Es ist ein schicker, noch recht neuer Damenschuh mit einem hohen Absatz. Er ist schwarz und aus einem weichen Leder, das beinahe wie Samt aussieht. Unwillkürlich frage ich mich, wie dieser Schuh hierher gelangt ist und welche Geschichte er zu erzählen hat. Ich entdecke ihn am frühen Morgen, er muss also in der vergangenen Nacht hier ausgesetzt worden sein. Sonst läge er er nicht mehr mitten auf der Straße. Aber wie und von wem? Es fällt mir schwer, mir die Besitzerin des Schuhs als Betrunkene vorzustellen, die ihren Schuh im Suff verloren hat. Schon die Wendung „im Suff“ will nicht so recht zur Eleganz des Schuhs passen. Vielleicht war sie irgendwo eingeladen, wo erwartet wurde, dass die Gäste elegantes Schuhwerk tragen. Die Schuhe waren neu und drückten. Sobald wie möglich entledigte sich die Frau dieser Schuhe und ging barfuß durch die Fußgängerzone nach Hause. Irgendwann fiel einer der Schuhe zu Boden, ohne dass sie es mitbekam. Erst zu Hause bemerkte sie den Verlust, war aber zu müde, um noch einmal zurückzugehen und nach dem verlorenen Schuh zu suchen. Oder sie hatte ihr Rad bestiegen und die Schuhe auf den Gepäckträger geklemmt. Unterwegs fiel ein Schuh herunter. Es könnte aber auch in einer über der Fußgängerzone gelegenen Wohnung ein rauschendes Fest gegeben haben, in dessen Verlauf eine durch Alkoholkonsum übermütig gewordene Frau einen Schuh auszieht und in hohem Bogen aus dem Fenster wirft. Ein Partygag, zur Verblüffung der Gäste, eine Demonstration von Indifferenz gegenüber kostspieligen Accessoires. Eine Art Potlatch, bei dem es darauf ankommt, die anderen durch demonstrative Vernichtung von Wohlstand zu beeindrucken. Das würde durchs in unsere Zeit passen. Wir werden nie erfahren, wie es gewesen ist, wie der Schuh hierher gelangt ist. Was bleibt, ist die Irritation, die von einem einsamen Schuh ausgeht. Verloren gegangene Schuhe sind, wie Wilhelm Genazino einmal gesagt hat, „kleine Denkmale“, die uns an die Fragilität unseres Lebens erinnern.

*„Der Ausweg aus einem Gebäude gehört zum Gebäude;
stürzt es ein, verschüttet es meist auch den Ausweg“*

(Franz Fühmann)

Beim Gang durch die Stadt hatte ich neulich mal wieder das Gefühl einer tiefen Evidenz: Diese Gesellschaft ist ins Stadium des Zerfalls eingetreten, schlimmer noch: Sie ist nicht mehr zu retten! Die Leute rennen aneinander vorüber, sind nichts als eilige Konsumenten. Die Smartphone-Gänger wirken wie Somnambule. Sie sind mit irgendwem und irgendwas verbunden, nur nicht mit den Menschen um sie herum. Niemand hat mit niemand etwas am Hut. Schon Blickkontakt ist gefährlich und wird weitgehend gemieden. Was ich von den Menschen sehe, sind stumpfe, erloschene Augen, müde Gesichter, Hass und eine aggressive Gereiztheit. Jeden Augenblick könnte jemand ein Messer hervorziehen und blindlings auf andere einstechen. Nur so. Sie wissen nicht einmal, was sie vermissen könnten; das macht sie traum- und sehn-

suchtslos. Sie interessieren sich für nichts außer für die Frage, wo es die billigste Tiefkühlpizza gibt und wo sie ihr Auto parken können.

Mit den anderen und dem Ganzen der Gesellschaft sind sie nicht verbunden. Es sind im altgriechischen Sinn des Wortes „Idioten“. In der Vorstellungswelt der Polis-Griechen war der *Idiotés* der Privatmann, der Ungebildete, der unpolitische Mensch, der keinerlei Bezüge seiner individuellen Lebensführung zum Gemeinwesen herstellt und an öffentlichen Angelegenheiten unbeteiligt ist. So etwas hielten die Griechen für Torheit und Idiotie. Unsere berühmte und viel beschworene „westliche Wertegemeinschaft“ besteht bei Lichte besehen aus einem Zugleich von Traditionsverlust, Entwurzelung und konsumistischem Nihilismus. Die Migranten sollen sich, so wird immer wieder gefordert, an unsere Kultur und Werte anpassen. Dabei tun wir so, als läsen unsere Mitbürger massenweise die Buddenbrooks, hörten Bach-Fugen und betrachteten Bilder von Max Beckmann. Die Wirklichkeit besteht aus Smartphone-Wischen, läppischen Whatsapp-Nachrichten, saudummen Videos, Oettinger-Bier, Marlboro Light, RTL 2 und Bild-Zeitung – wenn es dazu überhaupt noch reicht. BILD hat den



Foto: Beate Spreen / pixelio.de

Status des Zentralorgans der Dummheit längst an andere Medien abgetreten. In so etwas sollen die Neankömmlinge sich integrieren? Gibt es überhaupt noch ein gesellschaftliches Gefüge, an das man sich anpassen kann? Es macht jeder, was er will. Spaß-Haben ist oberstes Ziel und einziger Lebensinhalt. Der einzige Traum, der geblieben ist: Ein Audi oder BMW mit Soundgenerator und eingebauten Fehlzündungen! So stehe ich mitunter mitten im Gewühl der Passanten. Ich rette mich, indem ich versuche, mir einen Reim auf das zu machen, was mich umgibt und mir die Luft zum Atmen nimmt.

Kipppunkte scheint es nicht nur beim Klimawandel zu geben, sondern auch bei Prozessen der Gesellschaftszerstörung. Mir ging plötzlich auf: Wenn die Anzahl der Gesellschaftsmitglieder, die sich nicht an Regeln halten oder sie nicht einmal kennen, die Anzahl derjenigen übersteigt, die Regeln respektieren und noch wissen, „was sich gehört“, ist eine Gesell-

**Was ich von den
Menschen sehe, sind
stumpfe, erloschene
Augen, müde Gesichter,
Hass und eine aggressive
Gereiztheit.**

schaft verloren und wird untergehen. Schon die Formulierung: „wissen, was sich gehört“, wirkt inzwischen wie aus der Zeit gefallen. Und das ist vielleicht bezeichnend für den Zustand, den ich beschreiben möchte. Michel Houellebecq hat einmal gesagt: „Wenn es eine Idee gibt, die all meine Romane durchzieht, dann ist es die Idee von der absoluten Unumkehrbarkeit von Zerfallsprozessen, wenn sie einmal begonnen haben.“ Ich habe mich lang gegen seine pessimistische Sicht der Dinge gesperrt, aber inzwischen sehe ich, dass er recht hat. Wir lügen uns allzu häufig etwas in die Tasche und wollen es einfach nicht wahrhaben: Die meisten Kippunkte sind längst überschritten, nicht nur in Bezug auf die Zerstörung der äußeren Natur, sondern auch in Bezug auf die innere Natur der Menschen und das gesellschaftliche Zusammenleben.

Mein verehrter Lehrer Peter Brückner hat in seinem Buch *Psychologie und Geschichte* formuliert: „Eine zureichende Ordnung und Stabilität des Systems der Gesellschaft und des Staats kann nur gewährleistet sein, wenn die Funktionen und Gefüge der Person, wenn Psyche, Bewusstsein, Gefühl, Affekt, Triebgewohnheit, Körperlichkeit, Denkneigungen und –formen der Individuen in die Funktionen und Gefüge des Systems partiell einbezogen sind. Was geschieht, wenn diese Verzahnung, wenn der Transfer von Kultur nicht mehr gewährleistet ist?“ Vierzig Jahre später sehen wir, was geschieht und bereits geschehen ist, vorausgesetzt, wir wollen es zur Kenntnis nehmen. Was geschieht, kann man als forcierte Desintegration auf allen Ebenen des Gesellschaftssystems bezeichnen. Was da zerfällt, ist nicht nur ein staatlich und juristisch kodifiziertes Normengefüge, sondern ein System der mündlichen Überlieferung und der intergenerationellen Weitergabe von Normen und Werten, die unterhalb der Ebene staatlicher Vorgaben das gesellschaftliche Zusammenleben bestimmen. Wichtiger als gesetzliche Vorgaben sind Alltagsregeln und von einer Generation zur nächsten weitergegebene Traditionen und Gewohnheiten. Die Menschen müssen wissen, „was sich gehört“ und was Anstand ist, sonst ist alles verloren. Es gibt Dinge, die entziehen sich staatlich-juristischen Regelungen. Es kann keine Dekrete geben, die den Bürgern vorschreiben, höflich zu sein und rücksichtsvoll miteinander umzugehen. Dieser ganze Bereich des Alltagslebens und der Regelung des menschlichen Miteinanders wird anders geregelt. Die Regeln, die hier gelten, werden auf dem Wege dessen vermittelt, was man Erziehung nennt. Sie werden von Eltern an ihre Kinder weitergegeben und rutschen, wenn dieser Prozess leidlich gelingt, nach innen und führen dort zur Ausbildung einer seelischen Instanz, die man Gewissen nennt, oder besser: nannte. Denn es ist schlecht um diese Instanz bestellt. Normen und Werte werden nicht mehr mit ausreichender Zuverlässigkeit verinnerlicht, sondern bleiben der Kindern und Jugendlichen weitgehend äußerlich. Damit büßen sie einen Großteil ihrer Wirksamkeit ein. Kant hat das Gewissen als „inneren Gerichts-

Was geschieht, kann man als forcierte Desintegration auf allen Ebenen des Gesellschaftssystems bezeichnen.

hof“ bezeichnet, eine Instanz, die unsere Handlungen auf ihre Sozialverträglichkeit hin überprüft. Nichts anderes will ja der berühmte kategorische Imperativ, der besagt, dass wir unsere Handlungen so einrichten sollen, dass ihre Maximen zum Maßstab einer allgemeinen Gesetzgebung werden können. Wenn diese innere Instanz zerfällt, sind liberal-demokratische Gesellschaften, in denen wir eine Weile gelebt haben, nicht länger funktionsfähig. Inzwischen deutet sich ein zeitgemäßer Ausweg aus dem Zerfall klassischer Formen bürgerlicher Herrschaft an. Ich bin dem komplexen Zusammenspiel von Innen- und Außenlenkung, von Selbst- und Fremdzwang und dem „chinesischen Ausweg“ aus der Krise der Innensteuerung, der in einer digitalen Diktatur besteht, in Teil 6 meines Corona-Tagebuchs nachgegangen und möchte mich und andere nicht langweilen, indem ich das hier wiederhole.

Einen gewissen Prozentsatz von Regelverletzern kann eine Gesellschaft verkraften. Ihre Existenz festigt, wie schon Emil Durkheim wusste, eher den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Eine Regel, die nicht zuweilen überschritten wird, ist nichts wert. Der Regelverletzer weist auf die Existenz der Regel hin und bekräftigt dadurch, dass er seine Strafe findet, ihre normative Kraft. Die Bestrafung des Rechtsbrechers festigt die soziale Integration und verbreitet die gesellschaftliche Moral. Wenn die Verletzung der Regeln allerdings folgenlos bleibt, wird es problematisch, um es milde auszudrücken. Dann gerät etwas ins Rutschen. Auch hier gibt es offensichtlich Kippunkte, die nicht überschritten werden dürfen. Das Verhalten der meisten Menschen wird nicht mehr von verinnerlichten Normen gesteuert und vom „inneren Gerichtshof“ des Gewissens überwacht. Sie wissen nicht mehr, was „sich gehört“ und tun nur noch, „was sie wollen“. Wer heute aufwächst, lernt, dass, wer im Kampf um Erfolg sittlichen und moralischen Normen gerecht werden möchte, demgegenüber hoffnungslos in Nachteil gerät, der die Erfüllung von Normforderungen auf jenes Minimum reduziert, das einen gerade noch vor strafrechtlicher Verfolgung schützt. Und so sieht unsere Gesellschaft denn auch aus. Ich habe in letzter Zeit mehrfach die Erfahrung gemacht, dass man verlacht wird, wenn man auf der Einhaltung zivilisatorischer Mindeststandards besteht. Als ich unlängst in unserem Haus an die Nachtruhe erinnerte und darum bat, sie einzuhalten, erteilten Mitbewohner mir den Rat, aufs Land zu ziehen. Sie beschimpften mich als Kleingeist, Spießler und Spaßbremse. Wer auf dem Einhalten von einst selbstverständlichen Regeln besteht, läuft Gefahr, zur komischen Figur zu werden und in eine Position abseitiger Starrheit zu geraten. Überlieferte kulturelle Normen, die Menschen die Einfügung in die Alltäglichkeit erleichtern sollten, stem-

Das Verhalten der meisten Menschen wird nicht mehr von verinnerlichten Normen gesteuert.

Jeder macht, wonach ihm ist und was ihm Spaß macht. Auf dieser Basis ist Gesellschaft nicht möglich.

peln einen heute zum Außenseiter und Kauz. Man könnte das Aufbrechen und die Verflüssigung charakterlicher Panzerungen und Verkrustungen, die das Leben in den Niederungen der gesellschaftlichen Alltäglichkeit zur Zwangsneurose erstarren ließen, durchaus begrüßen, wenn sie das Resultat von Emanzipations- und Aufklärungsprozessen wären, und nicht lediglich Begleiterscheinungen einer gespenstischen Selbstzerstörung bürgerlichen Verkehrs. Es treten ja keine neuen Normen an die Stelle der alten, sondern gar keine. Jeder macht, wonach ihm ist und was ihm Spaß macht. Auf dieser Basis ist Gesellschaft nicht möglich. Sie ist bloß noch die Summe von lauter Egoisten. Es herrscht Anomie in Germoney.

Der Kapitalismus erweist sich als Kraft der Zerstörung der letzten Reservate von Gemeinschaftlichkeit. Der im Zeichen des Neoliberalismus losgelassene und entfesselte Markt ist dabei, die letzten Reservate zu schleifen, in denen noch Restbestände alternativer Logiken anzutreffen waren. Die Logik der „gefühllosen, baren Zahlung“ ist im Begriff, sich zu universalisieren und in die letzten Ritzen der Gesellschaft vorzudringen. Das variable Kapital des postfordistischen Kapitals ist der vollmobile Einzelne, das autonome Arbeitsmarktsubjekt, das nach seinen religiösen und politischen nun auch seine persönlichen Bindungen hinter sich gelassen hat. Am Ende dieser Entwicklung droht das Schreckgespenst der totalen *Selbstverwertungsmonade*, wie es Robert Kurz ausgedrückt hat, des absolut vereinzelt Einzelnen, der nahezu autistisch konsumiert, skrupellos die Zwecke seiner individuellen Selbsterhaltung verfolgt und dabei durch keinerlei Rücksichtnahmen und moralische Hemmungen mehr gebremst wird. Die „asoziale Vergesellschaftung“ (André Gorz) einer Gesellschaft, deren Integration über den Markt und das Geld vonstattengeht, zerstört im Laufe ihrer Expansion alle Formen menschlicher Gemeinschaft und reduziert sie auf einen molekularen Zustand. Das ist inzwischen keine bloß begriffliche Konstruktion und Ableitung mehr, sondern eine der alltäglichen Erfahrung zugängliche Wirklichkeit. Drücken wir es im Hegel-Jahr hegelianisch aus: Die Erscheinungsweise kapitalistischer Gesellschaften wird ihrem Begriff adäquat. Der Gesellschaftszerfall ist sicht- und spürbar.

Der Kapitalismus erweist sich als Kraft der Zerstörung der letzten Reservate von Gemeinschaftlichkeit.

Im Johannespark, nicht weit von der Fußgängerzone entfernt, sitzt ein junges Paar auf einer Bank. Die beiden sind höchsten zwanzig. Der Junge ist völlig in sich zusammengesunken und sitzt nach vorn gebeugt da, die Arme hängen seitlich herab. Ob er weint, kann ich nicht erkennen. Das Mädchen hat eine Hand auf seine Schulter gelegt und streichelt mit dem Daumen sanft seinen Nacken. Sie sprechen nicht, sondern verharren stumm in dieser Haltung. Die beiden wirken wie eine Skulptur und bieten ein starkes Gegenbild zum Tumult des Konsums und der Hektik um sie herum. Eine Insel des Trostes und der Fürsorge. Ich behalte dieses Bild lan-

ge im Kopf. Trotz der Traurigkeit, die die beiden umgab, ist es das Bild des Trostes, das mir bleiben wird und das Hoffnung macht.



Bild von [StockSnap](#) auf [Pixaba](#)

An einer meiner Badestellen an der Lahn hatte ich vor ein paar Tagen ein Irrealisierungs-Erlebnis. Als ich von der Bank, auf der ich sitze, lese und mich umziehe, zum Wasser ging, spürte ich, dass der Boden unter meinen Füßen weich war und federte. Vielleicht wirst du jetzt



©Christel Stroh 2020

verrückt, dachte ich. Meine Gehirnantilope sprang zur zweiten Szene in Büchners *Woyzeck*. Woyzeck und sein Kumpel Andres schneiden vor der Stadt Stecken. Andres singt ein Volkslied, während Woyzeck mehr und mehr in eine Wahnwelt abtaucht und halluziniert. Heute würde man sagen: Er spinnst Verschwörungstheorien aus. Der Platz, auf dem sie sich befänden, sei eine Hinrichtungsstätte. „Da rollt abends der Kopf. Es hob ihn einmal einer auf, er

meint‘, es wär ein Igel: drei Tag und drei Nächt, und er lag auf den Hobelspänen. Andres, das waren die Freimaurer! Ich hab‘s, die Freimaurer! ... Es geht hinter mir her, unter mir. (Regieanweisung: Stampft auf den Boden) Hohl, hörst du? Alles hohl da unten! Die Freimaurer!“

Mein Irrealisierungsgefühl ging vorüber und wich vernünftigen Erwägungen. Durch die enorme Trockenheit war unter den verzweigten Wurzeln eines mächtigen Ahornbaumes ein Hohlraum entstanden und der Boden gab an dieser Stelle nach. Seither rufe ich, wenn ich über diese Stelle gehe, halblaut: „Hörst du, Adres, die Freimaurer, alles hohl!“ Da in der Regel niemand in den Nähe ist, der mich hören könnte, riskiere ich keine Einweisung in die Psychiatrie.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab' ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ soeben im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEW-AN Magazin](#)